

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 22 (1932)  
**Heft:** 46

**Artikel:** Der Pfarrkranz [Schluss]  
**Autor:** Schmitthenner, Adolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-648392>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 46  
XXII. Jahrgang  
1932

Bern,  
12. November  
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

## Winterahnen.

Von Edgar Chappuis.

Im hohen Wald, wo Stamm an Stamm sich hebt,  
Zum Himmelslicht, das durch die Wipfel bricht,  
Erglänzt des Spätherbst weißlich fahles Licht,  
Und Wind heult auf, daß Baum an Baum erbebt.

Nun raschelt es im dürren, toten Laub.  
Staub wirbelt auf, zerfliebt, verwölkt davon.  
Am kahlen Ast krallt erster Raubreif schon  
Sich knisternd an. — Der Vögel Laut ist taub.

Ein Schauer zittert über Wald und Flur.  
Eishauch strömt nebelgleich dort aus dem Moor.  
Der Winter lauert hämisch hinterm Tor,  
Umklammert leis die bangende Natur.

## Der Pfarrkranz.

Erzählung von Adolf Schmitthener.

3

Berta half mir bei dieser heuchlerischen Verrichtung. Als wir fertig waren, schaute ich mich im Zimmer um: es war tadellos.

„Jetzt aber wollen wir zum Essen.“

„Oh, ich habe keinen Hunger. Wir wollen lieber noch etwas spielen. Wir zwei beide ganz allein.“

„Aber ich spiel' nicht mit Puppen.“

„Oh, ich auch nicht. Wir wollen lieber etwas spielen, wo man die Leute uzt.“

„Bist du so eine?“ sagte ich und schaute Berta an.

„Wir wollen die andern Frauen auch fliegen lassen.“

„Retourchaise!“ rief ich geringschätzig.

In diesem Augenblick läutete die Betglode. Die Dämmerung war mächtig eingebrochen. In den Häusern gegenüber brannten schon die Lichter. Aus der Studierstube scholl feierlich und erhebend der Gesang der Pfarrer:

„Ach, bleib bei uns, Herr Jesu Christ,  
Weil es nun Abend worden ist.“

Wir hatten beide die Hände gefaltet und hörten zu. Kaum war der Gesang verstummt — die Glode läutete noch —, da rief ich:

„Jetzt ist mir's eingefallen, was wir spielen wollen: Erbsen schmeißen.“

„Was ist denn das?“

„Du wirst schon sehen.“

„Werden da die Leute geuzt?“

„Und wie! Komm nur!“

Wir eilten vergnügt zum Zimmer hinaus.

Im Hausgang stießen wir auf meine Mutter. Sie hatte den Herren eine Erdöllampe bringen wollen, war aber zurückgewiesen worden.

„Wir sind gleich fertig“, hörten wir meinen Vater rufen, und der Onkel Dekan sagte: „Im Dunkeln ist gut munkeln.“

Meine Mutter schaute freundlich dem Mägdlein in seine blühenden Augen.

„Seid ihr vergnügt?“

„O schredlich!“ rief Berta.

„Die andern Kinder essen schon. Geht jetzt auch hinauf.“

„Gleich“, sagte ich, „ich will der Berta vorher noch etwas zeigen.“

Und wir sprangen die Stiege hinauf.

Bom oberen Flur, auf den die Türen der geräuschvollen Stuben und der nicht minder lebendigen Küche mündeten, huschten wir rasch die Speicherliege hinauf und kamen auf den Boden unter dem Dach. Zur rechten Hand waren einige Holzklammern in das Gebälk gebaut. Ich schloß die erste auf, der Schlüssel stak im Schloß, und wir schlüpfen hinein.

In diesem Augenblick ertönte aus dem dunkeln Speicherraum vor der Kammer ein erschreckliches Geräusch, wie von einem hustenden, stöhnenden Menschen, der mit dem Erstickungstode ringt. Wir sprangen hinaus und hatten einen wunderlichen Anblick.

Im dämmerigsten Winkel lag der gelbe Schreden auf dem Rücken und fauchte und würgte gottserbärmlich. Neben

ihm stand meine Feuerspritze und eine dreiviertelsgeleerte Weinflasche. Er hatte die Spritze mit Wein gefüllt, um sich in der bequemsten Lage, die rechte Hand an der Pumpstange, in der linken Hand den Schlauch, in den Magen zu spritzen. Aber der Wein war zunächst in den falschen Hals geflossen, und der hatte gegen den Eindringling so heftig protestiert, daß ihm fast der Odem ausgegangen wäre.

Wir wälzten den gelben Schreden herum, so daß er auf den Leib zu liegen kam, und dann wendeten wir ein altes und bewährtes Hausmittel an: wir trommelten aus Leibesträften auf den Rücken, bis auch das letzte Tröpfchen Wein herausgespritzt war. Der gelbe Schreden erhob sich matt und blaß.

„Du bist ein schöner Kerl!“ schalt ich. „Deshalb bist du vorhin im Zimmer zurückgeblieben! Recht geschieht dir's.“

Dann schaute ich auf die Feuerspritze und fragte:

„Sagt du die Spritze vorher ausgespült?“

„Nein.“

„Da sei froh, daß nichts in deinen Magen gelaufen ist. Vorgestern hab' ich mit Tinte gespritzt.“

Ich hob die Spritze in die Höhe, trug sie an das Speicherfenster und schüttete den Inhalt in den Winkel hinter.

„Die Weinflasche trägst du hinunter und stellst sie heimlich irgendwohin, wo man sie leicht findet. Und dann gehe ins Zimmer. Sie essen Knackwürste und Kartoffelsalat —“

„Und ihr?“

„Wir besorgen noch etwas, dann kommen wir auch.“

Ich schob den gelben Schreden, der noch an allen Gliedern zitterte, zum Speicher hinaus und die Treppe hinunter.

Wir horchten, und als wir ihn unten wußten, gingen wir in die Speicherkammer zurück, die unterdessen ganz finster geworden war.

Hier waren die Waschkammern, die Säde und Körbe, die Brotnäpfe, Kuchenbretter und Obsthürden aufbewahrt, aber auch die Nüsse, Haselnüsse, die gedörrten Zwetschgen, die Apfelschnitze und die Huzeln.

Ein köstlicher Duft empfing uns.

„Darf man von dem da nehmen?“ fragte Berta und deutete auf die Zwetschgen.

„Nein, die Mutter hat's verboten.“

„Was holst du denn aus dem Sack heraus?“

„Erbsen.“

„Darfst du die holen?“

„Ich habe nicht gefragt. Nimm dir auch die Taschen voll.“

„Was tun wir denn mit den Erbsen?“

„Das wirst du schon sehen. Jetzt komm nur!“

Wir eilten zur Kammer hinaus, schlossen hinter uns zu, spitzten über das Geländer hinaus, und als wir den Weg frei sahen, huschten wir wie der Wind die Treppe hinab, hinaus ins Freie.

Es war nun ganz finster geworden.

„Komm“, sagte ich und zog Bertachen an der Hand mit mir. Wir schlichen an das Nachbarhaus, drückten uns an die Wand und schoben uns bis an das niedrige Fenster der hellerleuchteten Stube.

Ich schaute hinein. Die Familie saß um den Tisch beim Nachtessen.

„Laß mich auch hineinsehen“, flüsterte Berta.

Ich hob sie in die Höhe, sie stemmte die Armechen auf das Gesims und drückte ihr Gesichtchen an die Scheiben.

„Gib acht, daß dich niemand bemerkt“, sagte ich und ließ sie auf den Boden.

„Und jetzt?“

„Jetzt nimmst du beide Hände voll Erbsen, so wie ich; ich zähle auf drei, und dann werfen wir beide die Erbsen an die Scheiben. Dann auf und davon, so schnell wir nur können. Eins, zwei, drei!“

Die Erbsen prasselten an die Scheiben. Stühle wurden gerückt, wir hörten rufen. Aber wie der Wind waren wir um das Haus herumgesprungen und das Gäßchen hinuntergerannt bis zur nächsten Querstraße. Dann gingen wir ganz langsam wie harmlose Spaziergänger ein wenig auf die Straße hin, kehrten um, wandelten das Gäßchen hinauf und stellten uns wie zufällig vor das Haus, das wir begrüßt hatten. Der Bauer stand vor der Haustür und sah scheltend die Straße auf und nieder. Wir ergöhten uns eine Weile, dann sagte ich: „So, nun gehen wir in das Oberdorf, dort kann man ausgezeichnet davonspringen.“

Unser Weg führte uns am Pfarrhaus vorbei. Die Haustür stand auf. Auf einem Tischchen im Flur stand eine Lampe, und wir traten in ihren hellen Schein. Im Begriff, vorüberzuweichen, schauten wir beide in das Haus, und unsre Blicke begegneten dem Strahl, der aus den freundlichen Augen von Bertas Mutter zum Hause hinaus leuchtete. Sie kam gerade vom oberen Stock die Treppe herunter.

„Da seid ihr ja“, rief sie erfreut, und breitete die Arme aus. „Wir haben euch gesucht, und niemand wußte von euch zu sagen. Wart ihr vergnügt?“

„O Mutter“, jubelte Berta, „es war so wunderwunderschön wie —“

Sie stockte.

„Wie?“

„Wie am Heiligabend“, flüsterte Berta verschämt.

„Das ist lieb von dir, Fritz, daß du so treulich für sie gesorgt hast“, sagte die Mutter und klopfte mir auf die Wangen.

„Mutter, jetzt gehen wir ins Oberdorf.“

„Was wollt ihr denn dort?“

Ich gab Berta einen Rippenstoß, aber es war zu spät.

„Erbsen schmeißen!“

„Erbsenschmeißen?“ fragte die Mutter, und durch ihre Stimme klang es argwöhnisch. „Was ist denn das für ein Spiel? Hoffentlich ein artiges? Aber das erzählst du mir auf dem Heimweg, Berta, wir gehen heim. Ihr dürft jetzt nimmer vom Hause weg.“

Damit wandte sie sich von uns und kehrte in den Flur zurück. Hier standen die Pfarrfrauen und verabschiedeten sich von meinen Eltern.

„Wie dumm“, rief ich ärgerlich, „daß wir die Erbsen nimmer verschmeißen können!“

„Was wollen wir denn mit ihnen machen?“ fragte Berta.

„Wir streuen sie auf den Boden, dann gibt es ein Gepurzel.“

Gesagt, getan.

Der Weg vor unserm Haus wurde von uns mit Erbsen bestreut, dann kehrten wir unter die Haustür zurück.

Daß das Abschiednehmen noch nicht fertig war, wunderte mich nicht. Aber das waren nicht mehr liebevolle Versicherungen, was ausgefauscht wurde, sondern ein Wirrwarr von Fragen.

Die Stimme meiner Mutter drang endlich durch.

„Seien Sie doch alle beruhigt! An einen Diebstahl ist nicht zu denken. Es hat jemand die Sachen aus irgendeinem Grunde woanders hingetragen. Es wird sich sofort aufklären.“

Aber es klärte sich nicht auf. Aus den Fragen wurden Klagen und Jammerrufe, und alle standen in der größten Bestürzung und Verlegenheit da.

Endlich fiel meinem Vater der Spektakel ein, der in der verzauberten Stube gewesen war.

„Wo sind denn die Kinder?“ rief er.

Von den Kindern standen zwei unter der offenen Haustüre und sechzehn auf der Stiege. Der große Haufe war im Dunkeln; dicht aneinander gedrängt, halb neugierig, halb ängstlich schauten die Pfarrersbuben in den Flur herunter, und jeder mochte sich durch die fünfzehn andern geborgen fühlen. Aber Berta und ich standen im hellen Licht. Darum wandten sich auf uns alle Blicke zu, und mein Vater stieg die Treppe herunter.

Ehe er noch bei uns war, rief ich:

„Vielleicht sind die Sachen unter das hintere Bett gefallen.“

„Ja“, fügte Berta hinzu. „Dort war das Raubnest; die Spießbuben haben alles gestohlen und in ihre Höhle gestopft.“

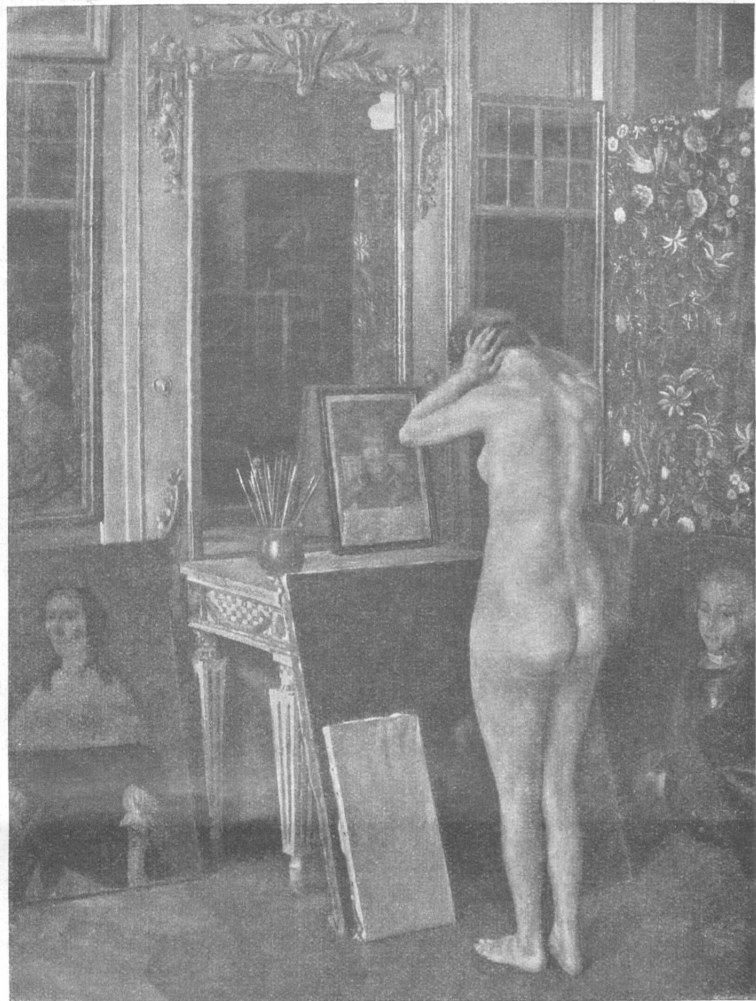
„Da sind die Sachen!“ rief eine fröhliche Stimme aus der Stube. Und nun drängten alle zur Tür hinein. Ein neues Durcheinander von Stimmen erhob sich, und eine nach der andern von den Pfarrfrauen kam heraus und betrachtete im helleren Lichte ihr Eigentum. Die Hüte waren weidlich zerdrückt, die Schals und Umhänge zusammengewürfelt und staubig. Aber schließlich war jede froh, das Ihrige zu haben. Die Männer lachten und drängten zum Aufbruch, und mehr und mehr schwand der Mißmut aus den Gesichtern.

„Mein Hut fehlt noch!“ rief Bertas Mutter.

„Hier liegt er auf dem Bett“, erwiderte meine Mutter und war froh, daß doch dieses Prachtstück nicht auch unter dem Bett hervorgeholt werden mußte.

Aber kaum hatte Bertas Mutter ihren Hut aufgesetzt, da klappte der Boden wie ein aufgesprungener Dedel in die Höhe, und der vordere Teil löste sich von seiner hinteren Hälfte und fiel in die Stirn.

Aller Augen waren auf die herrliche Zier gerichtet



José Sanz y Arizmendi: Atelierecke. (Kilichee aus dem „Bericht des Berner Kunstmuseums 1926-1931“.)

gewesen, und so erhob sich jetzt ein allgemeines Wehgeschrei. Nur die Eigentümerin selbst blieb gefaßt.

„Wer hat denn das verübt?“ fragte meine Patin.

„Ich!“ wisperte die kleine Berta. „Ich habe gehört, wie's gekracht hat.“

„Aber Kind“, rief ihre Mutter, „warum hast du dich denn auf meinen Hut gesetzt?“

„Es ist ganz finster gewesen, da hat er ja nicht sehen können, daß der Hut dort liegt.“

„Wer?“

Berta wollte zu weinen beginnen, wohl deswegen, weil es ihr einfiel, daß sie mich verraten habe.

„Sie haben mir doch den Auftrag gegeben, daß ich Ihre Tochter beschützen soll, wenn es zu wild wird“, rief ich trübsig. „Darum habe ich sie auf das Bett gehoben, denn es ist sehr wild zugeg ...“

Ich vollendete nicht, denn Bertas Mutter, die auf die Straße getreten war, kam auf einmal ins Gleiten, taumelte vorwärts und fiel auf den Boden.

Ihr Gatte und mein Vater sprangen hinzu, aber sie kamen selber ins Wanken und wären beinahe hingeschlagen.



Verforgungsamt in Cacao auf Taiwan.

Ehe sie wieder feststanden und helfen konnten, war Bertas Mutter auf die Füße gesprungen. Sie war heil und unbeschädigt.

„Da sind ja Erbsen gestreut!“ rief mein Vater entriistet.

„Das hat gewiß der Kranzschrecken getan!“ rief meine Mutter erbittert.

„Nein, unsere Kinder haben's getan“, sagte Bertas Mutter, der unser Erbsenschmeißen eingefallen war, „aber sie haben sich nichts Böses gedacht. Frik und Berta, geht ins Haus und bittet um zwei Besen und fegt die Straße rein!“

Das taten wir denn auch, Bertachen willig und fröhlich, ich verdrossen und beschämt.

„Warum machst du ein so finsternes Gesicht, Frik?“ fragte mich die gütige Frau.

„Ich bin nicht mein Kammerdiener“, gab ich zur Antwort.

Endlich waren alle Hindernisse des Aufbruchs überwunden.

Bertas Mutter trat mit mir unter die Haustüre, legte mir die Hände auf die Schultern, sah mir in die Augen und sagte:

„Nun, sprich die Wahrheit, du hast mich heute mittag in das Zimmer hineingestoßen?“

„Ja“, sagte ich mürrisch.

„Warum hast du denn das getan?“

„Er hat gedacht“, entschuldigte mich Berta, „es müsse hübsch aussehen, wenn du fliegst.“

„Du bist mir ein schöner Junge! Das hätte ich nicht hinter dir gesucht! Zuerst hast du mich und deine gute Patin über die Schwelle gestoßen, daß wir gestürzt wären, wenn nicht die Frau Dekan uns gerettet hätte; dann hast du die Berta in meinen Hut hineingeseht, dann hast du mich und beinahe auch deinen lieben Vater und Bertas Vater zu Fall gebracht, und ich glaube, du hast noch mehr auf dem Gewissen. Aber deswegen sollst du doch zu uns kommen,

wenn deine lieben Eltern uns besuchen. Wir wollen sehen, ob du nicht auch artig und still mit Berta spielen kannst.“

„So? Und dann soll ich wohl noch zum Schluß eure Berta heiraten? Na, ich danke!“

Ich schlug die Arme übereinander und wandte mich ab.

Da kam die kleine Berta zu mir her, faßte mich an der Hand und sagte:

„Nein, Frik, du brauchst mich gar nicht zu heiraten. Aber kommen tußt du doch, gelt?“

„Meinetwegen!“ erwiderte ich und ging ins Haus.

So weit war der Pfarrersbub in seiner Erinnerung gelangt, als sein Lehrer eine Frage an ihn richtete.

Mechanisch stand er auf und schaute ratlos um sich.

„Sie haben wohl geträumt“, sagte der Lehrer und trat herzu an die Bank. „Wovon haben Sie denn geträumt?“

„Von der Berta!“ flüsterten die Nachbarn und schmunzelten vor sich hin.

Der Lehrer schaute über die Bank hin und las dasselbe Wort frisch eingeschnitten vor dem Sitze des Klassenkinds.

Er lächelte einen Augenblick, dann sagte er:

„Damit Sie sich aus Ihren Träumen retten, gehen Sie jetzt an die Tafel und schreiben die griechischen Verba, die ein modifiziertes Sein bezeichnen, untereinander!“

Es waren acht Jahre später, da saßen der Pfarrersbub und Berta beieinander in einer Gartenlaube. Er war ein großgewachsener Mann und sie ein schönes Mädchen. Die Laube war von unendlichem Lachen erfüllt, denn die beiden erinnerten einander an den ersten Tag ihrer Bekanntschaft. Auf einmal wurde es still, und es blieb so eine geraume Weile, bis Bertas Mutter, die sich nebenan in einem Gartenbeet zu schaffen machte, ihre Tochter rufen hörte: „Na, ich danke!“ Dann wurde es wieder still. Aber nicht lange, so sagte Berta: „Meinetwegen!“ Und als die Mutter neugierig und erwartungsvoll auf die Laube zuschritt, konnte sie gerade noch dem Verlobungsfuß zuschauen. (Ende.)

## Taiwan-Formosa, die paradiesische Insel Japans.

Majestätisch durchschneidet die Fusso-Maru das grünblau schimmernde Meer, läuft mit ruhiger Gemessenheit in den an dem Nordende der Insel gelegenen Hafen Keelung ein. Schon beim Betreten dieser Stadt gewinnt man den Eindruck, daß hier fleißig schaffende Köpfe und Hände am Werke sind, und daß man in ein hochkultiviertes Land kommt. Die Straßen sind sauber; neben den typischen japanischen Häusern sind in letzter Zeit auch viele moderne Bauten entstanden und betritt man gerade in der Zeit